



Das gräfliche Milchgeschäft

und andere Skizzen, Novellen und Essays

Franziska Gräfin zu Reventlow

Edition *Glasperle*

Franziska Gräfin zu Reventlow
Das gräfliche Milchgeschäft und andere Skizzen.
Novellen und Essays
Neue Auflage im Verlag *Die Blechschachtel* mit
freundlicher Genehmigung des Verlags Directmedia •
Berlin
Copyright für den überarbeiteten Text :
Edition *Glasperle* im Verlag *Die Blechschachtel*
2003
Umschlaggestaltung :
Satz: Eduard Maier
Druck:
Bindung: Industriebuchbinderei Schneider Karlsruhe
ISBN 3-936631-XX-X

**Das gräfliche Milchgeschäft und andere
Novellen**

Franziska Gräfin zu Reventlow

Skizzen und Novellen	7
Warum?	7
Eine Uniform	9
Wahnsinn	11
Ein Bekenntnis	15
Vater	24
Christus Ein Interview	29
Das gräfliche Milchgeschäft	37
Das jüngste Gericht	50
Das allerjüngste Gericht.....	63
Krank	71
Tot.....	78
Wir Spione	84
Der feine Dieb.....	90
Das Logierhaus »Zur schwankenden Weltkugel«.....	95
Das polierte Männchen	119
Der Herr Fischötter	137
Spiritismus	146
Die Silberwanze.....	159
Eine Erinnerung an Belgrad.....	159
Das feindselige Gepäck.....	165
Moment-Aufnahmen.....	171
Leben	171
Nachtarbeit.....	173
Frühschoppen.....	174
Mein Fenster	176
Essays	179
Erinnerungen an Theodor Storm	179
Das Männerphantom der Frau.....	185
Viragines oder Hetären	202
Ultimo Eine dreistöckige Episode.....	216

der Lampe gewesen. Ich stand wieder am Gitter und sah hinauf zur Schwester. - Kein Wort. - Ich hörte sie weinen.

Sie hatte mich gesehen und sah hinunter, während ich zu ihr emporstarrte und kein Wort sprach.

Dann ging ich.

Die letzte weiche Saite in mir sprang klirrend entzwei.

Christus Ein Interview

Die Amerikaner sind bekanntlich sehr neugierig.

Seit Jahren schreibe ich für ein Kunstblatt jenseits des Ozeans Ausstellungsberichte, Kunstbriefe und alles, was sonst dazu gehört, die wissensdurstige Seele des »gebildeten Laien«, der sich für Kunst interessiert, einmal im Monat zu sättigen. Jetzt ist das nicht mehr sensationell genug. Man will mehr - anderes.

Die Redaktion verlangte zuerst »Intimes aus dem Leben der großen Künstler« - modern Intimes natürlich - und neuerdings soll ich auch noch interessante Details aus dem Leben der Modelle und ihrem Verhältnis zur Künstlerwelt bringen.

Mir ist alles recht. Ich bin ein zufriedener Mensch und möchte auch andere zufriedenstellen. Nach längerem Bemühen ist es mir geglückt, das Notizbuch eines »vielversprechenden Genies« in die Hände zu bekommen. Die darin verzeichnete Modelliste sollte mir als Richtschnur meiner demnächstigen Recherchen dienen.

Aber nun die richtige Auswahl zu treffen: 1. Walburga Stümpfl, als Giftmischerin beliebt, sehr grün im Ton.

2. Crescenz - Nachname fehlt im Notizbuch - stilvoller Rokokoakt.

3. Anna Huber, sehnsüchtiges Profil, sehr geeignet zum Stilisieren.

4. Adalbert Apfelkammer, Athlet und Ringkämpfer, kolossaler Bizeps, unglaubliche Deltamuskeln.

5. Marie Mayr, famose Zierleiste für die »Jugend«.

6. Clemens Brückner, hinterlistiger Priester etc.

Du lieber Gott, die Auswahl ist einfach überwältigend reich, da kann's nicht fehlen.

Tagelang stieg ich treppauf, treppab. Modelle interviewen ist keine Kleinigkeit, sie sind nie zu Hause. Ich begab mich also auf den Rat eines erfahrenen Freundes zu einer Vormittagsstunde an die Stufen der Akademie. Aber ich hatte wieder Pech. Die Stunde war entschieden unglücklich gewählt. Es war nur ein schwerhöriger alter Mann da und einige zerlumpte Italienerweiber. Den letzteren schien es sehr am Herzen zu liegen, von mir interviewt zu werden, aber da sich meine Kenntnisse der italienischen Sprache auf: »Si Signora« und »Non capisco« beschränken, konnten wir zu keinem befriedigenden Resultat gelangen.

Schon wollte ich verzagt und um eine Illusion ärmer dem Tempel der Kunst den Rücken wenden, als ich auf einen großen, hageren Mann aufmerksam wurde, der in einen flatternden Havelock eingehüllt mit majestätischem Schritt die Treppe herauf kam.

Ich hielt ihn erst für einen Königlichen Professor, so gebieterisch war sein Auftreten, so lang und wallend sein Haupthaar.

Als er sich aber schließlich neben den Italienerinnen auf die Balustrade niederließ, faßte ich Mut. »Sie stehen Modell?«

»Jawohl, jehweiß, ich bin der Christus - braucht der Herr -«

»Wie heißen Sie?«

»Friedrich Wilhelm Köppke - wenn der Herr mit Kostüm wünscht« -

Er machte mich auf eine große Pappschachtel aufmerksam, die er unter dem Arm trug - »brauner Mantel, dunkelrotes Unterkleid« -

»Sie sind nicht von hier?«

»Nee, ich bin aus Berlin, mit Spreewasser jetauft, aber ich bin schon lange hier.«

Er zerrte wieder an der Schachtel.

»Lassen Sie nur, lassen Sie nur - wo haben Sie das Kostüm denn her?«

»Das hab' ich mir auf der Auer Dult jekauft, sechs Mark hat es jekostet, aber schön ist es auch.« -

Er riß die Schachtel auf und wollte den Havelock abwerfen.

»Warten Sie, warten Sie, es pressiert nicht. - Wie lange sind Sie schon Modell?«

»So an die sechs, sieben Jahre.« -

»Und was trieben Sie vordem?« -

»Da hab ich 'ne Jeschäft jehabt -«

»Was denn für ein Geschäft«, das Vorleben meines Christus war doch jedenfalls nicht ohne Interesse.

»Na, wissen Sie, ich bin so in die Wirtshäuser rumjegangen und hab' mit wollne Hemden hausiert, aber das bringt -«

»Und wie kam es, daß Sie Modell wurden?«

»Das Jeschäft ist nich mehr recht jegangen und dann mit die langen Haare hab' ich mir jedacht -«

»Trugen Sie denn das Haar früher schon so lang?« Mit Bewunderung betrachtete ich seine Mähne.

»Ja, wissen Sie, ich hab' das Reißen jekriegt von den vielen Zug und da hab' ich mir das Haar wachsen jelassen und dann haben mir die Freunde jesagt: laß dich doch malen, Fritze, du hast ja den schönsten Christuskopp, daß der Herrgott seine Freude dran haben könnte. So was suchen die Herren Kunstmaler jrade.«

»Und da wurden Sie Christusmodell?«

»Ja, da hab' ich die wollnen Hemden Hemden sein jelassen und bin in die Ateliers rumjehangen und bin ein sehr beliebter Christuskopf jeworden.«

»Sind Sie denn hier das einzige Christusmodell?«

»O ne, jewiß nicht. Seit der Uhde anjefangen hat, seine biblischen Bilder zu malen, da haben se noch einen modernen Christus uffjeangelt, der hat so langes straffes Haar und so ein schlichtes Jesicht. Das ist der Alois Brüllmayr, der hat mir 'ne janz jefährliche Konkurrenz jemacht. Überall muß Konkurrenz sein heutzutage.«

»Das Modellstehen muß doch recht anstrengend sein, was?«

»Na, davon könnte ich Sie ein Lied singen. Anstrengend ist die Jeschichte, aber es rentiert sich. Da hab' ich zuweilen ans Kreuz müssen, mit so'n Jerüst, wissen Sie. Mit ausjebreiteten Armen und die Ojen verdrehen, jehört allens dazu von wegen den schmerzlichen Ausdruck. Aber jetzt bin ich zu alt und zu steif dazu. Es jeht nich mehr so. Da steh ich nur Kopp und es wird ein andererer jekreuzigt.«

»Haben Sie denn immer Beschäftigung? Es wird doch nicht alle Tage ein Christus gemalt.«

»Na, da kennt sich der Herr aber schlecht aus, da sind Sie jewiß kein Kunstmaler. Heutzutage muß doch jeder 'n Christus jemalt haben. Das is jetzt jrade die neueste Mode, mit das Biblische. Ne Zeit lang, so vor 'n paar Jahren, da

war's schlimm, da hat niemand mehr 'nen Christus jemalt. Da haben sie alle Ölein- Air jemacht. Da war nischt zu haben für unsereinen. Lauter jrüne Wiesen und lila Bäume und die Menschen darin alle nackich. Das war 'ne schlimme Zeit, da hab' ich nur Kopp jestanden in die Schulen und mit'n Christus war jarnischt.«

»Na, und jetzt? Die moderne Richtung?« -

»O jetzt is viel besser jeworden. Symbolistisch muß sin, sagen die Herren. Das is Mode. Und Mode is in der Kunst jrad' so gut wie sonst im Leben. Jetzt machen sie Ihnen 'nen altdeutschen Christus, wie'n die alten Meister jemalt haben, denn das sind doch immer die jrößten jewesen, sagen sie. Da machen sie Ihnen die Haare janz lang und jrad' wie Schlangen und die Dornenkrone janz spitz und was die janz Neusten sind in der Malerei, die machen 'nen stilisierten Christus, da ziehen sie Ihnen det Jesicht in die Länge und die Dornenkrone kommt vom Kopp und auf beiden Seiten wird auch in die Länge jezogen und -«

Mich befiel eine stille Furcht, Christus möchte mich auch noch über das Wesen der Renaissance oder des Rokoko belehren, und ich unterbrach ihn:

»Sind Sie denn schon oft zu großen Bildern gestanden?«

»Na und ob - det will ich meinen. Ich häng' Ihnen schon in alle möglichen Jalerien und Pinakotheken. Einmal am Kreuz mit die beiden Schächer. Das is sehr schön jewesen. Was die beiden Schächer waren, das sind ein paar Athleten jewesen. Die haben Sie gehangen, det es eine Freude war. Und dann mit der Magdalene. 'Christus und die große Sünderin' hat's geheißten.«

»Wer war denn die Magdalena?«

»Das is die Josephine Zimmerer jewesen, oder wie sie heißt. Das is ein Mädcl jewesen. Immer hat sie ihre

Jeschichten mit den Malern jehabt. So janz rotes Haar hat sie. Ich kann's nich so schön finden, aber den Herren hat's jefallen und über Jeschmack läßt sich nicht streiten. 'Der reine Tizian' haben sie immer jesagt.« Allen Respekt. Christus imponierte mir immer mehr.

»Sie verstehen wohl bald ebensoviel von der Kunst wie die Maler selbst, Christus?«

»Ja, wenn ich die Kunst nich hätt'. Ich schwärme für alles, was Kunst ist. Das is meine jrößte Freude. Und Jeld bringt's auch ein.«

»Was verdienen Sie denn so im Durchschnitt am Tage?«

»Na, sehen Sie, das schwankt so hin und her. Was die großen Meister sind, die berühmten, die zahlen mehr. Und dann kommt's auf die Stellung an, fürs Kreuzigen hat's eine Mark jegeben die Stunde. Jott Strambach, das waren schöne Zeiten! Aber für jewöhnlich jiebt's nur 50 Pfennige für die Stunde, wenn man bloß Kopp steht.« Du mein Gott, dacht' ich, während Christus sich noch des Näheren über seine Lohnverhältnisse verbreitete, viel, viel »Interessantes« ist aus dem Manne nicht herauszukriegen. Was soll ich nur in meinen Artikel hineinschreiben? Und dazu macht mich sein Dialekt nervös - ich hatt' auf irgendeinen biedereren Bajuwaren gehofft, dafür interessiert man sich doch heutzutage viel mehr. Es klingt viel origineller. - Ich mußte entschieden noch etwas »Intimes« herausbringen.

»Christus«, sagte ich deshalb eindringlich, »Sie wissen wohl recht viel von dem Leben der Künstler, so von dem Privatleben. - Als Modell müssen Sie doch recht oft Gelegenheit haben, hinter die Kulisse zu schauen.«

»Na«, sagt Christus mit großem Nachdruck, »wir Modelle, wir sehen alles, wir hören alles, wir sind bei allem dabei, aber wissen tun wir jarnischt, wir sind diskret. Ich

könnt' Ihnen da Jeschichten erzählen - aber wir Modelle müssen diskret sein, sonst ist jarnischt mehr, sonst werden wir abeschafft.«

»Na ja, aber wissen Sie, Christus, ich bin fremd hier. Ich gehe in ein paar Tagen wieder fort. Mir können Sie da schon etwas erzählen. Ich bin Journalist, da muß man auch oft diskret sein. - - Es muß doch oft recht fidel hergehen unter den Künstlern, was?«

»Na ja, fidel, det will ich Sie jlauben. Da liebt man sich und wird jeliebt, det is die reine Wonne und Herrlichkeit.«

Mein Christus machte ein ganz pffifiges Gesicht und zwinkerte mit den Augen. Mich ärgerte nur, daß er so zugeknöpft war. Ich hätte so gerne etwas Pikantes erfahren.

Noch einen Versuch wollt' ich machen. So ein Liebesroman zwischen einem weltbekannten Genie und der rothaarigen Tizian-Magdalena - famoser Mittelpunkt für meinen Artikel: 'Modelle und Künstler, Interieurs aus der Münchner Moderne.' Das Herz wurde mir ganz groß.

»Na sagen Sie mal, Christus - Sie haben mir vorhin von der Magdalena erzählt, die den Malern so gefällt, die wird wohl viel geliebt haben, was?«

Ich schlug meinen jovialsten Ton an, aber Christus blieb ungerührt. -

»Det hab' ich Sie doch schon jesagt. Jetzt hab' ich sie schon lange nicht mehr jesehen, aber früher, als ich mal mit ihr jestanden bin. Da hab' ich alle ihre Jeheimnisse jewußt.«

- Er zwinkerte wieder verständnisvoll - und fuhr fort:

»Ich hab' ihr damals noch sozusagen zum moralischen Halt jedient. Manchesmal hab' ich ihr ins Jewissen jeredt'. Magdalena, hab' ich ihr jesagt, Jugend hat keine Tugend, des weeiß ich auch. Ich bin auch mal jung jewesen und habe keine Tugend jehabt, aber jetzt bin ich Familienvater und

kenne die Welt. Mach's nicht zu schlimm, Magdalena, sonst kommste noch unter den Leierkasten. Aber sie hat es immer sehr leicht jenommen. 'Schaugt's den Christus an', hat sie jesagt und dann haben sie alle jelacht. Na, ich sage Ihnen.« -

»Mit wem hat sie denn?«

»Na, mit allen hat sie Jeschichten jemacht. Sie hat eben für 'ne Schönheit jeolten, aber was die Herren waren, 'Christus', haben sie jesagt, 'wir wissen, daß Sie diskret sind'. - Na, diskret muß man sein.« -

Er lächelte bedeutungsvoll und zog seine Visitenkarte hervor, die er mir feierlich überreichte: »Friedrich Wilhelm Köppke, Katzmaierstraße 16, IV«, darunter stand geschrieben: »Im Besitz eines neuen Christus-Kostüms, dunkelrotes Unterkleid, brauner Mantel, Sandalen etc. empfehle mich den Herren Kunstmalern als Christusmodell.«

»Eine schöne Handschrift haben Sie, Christus«, sagte ich bewundernd.

»Das hat meine Jette geschrieben, was meine Älteste is«, sagte er, »die steht auch schon Modell, aber ich laß sie nur Kopp stehen, 'wenn man Familienvater ist'-.«

Ich sah auf meine Uhr und verabschiedete mich von Christus, indem ich ihm einen Zwanziger in die Hand drückte. Er steckte denselben voll Würde dankend ein und hüllte sich fester in seinen Havelock, denn es war kalt.

Ich entfernte mich langsam und einigermmaßen deprimiert. Mein Artikel war an der starren Moral und unbeugsamen Diskretion des Christus gescheitert.

Das gräfliche Milchgeschäft

Raoul Lichtwitz kehrte von zweijährigem Aufenthalt aus Paris zurück.

Als der Zug langsam in die Halle des Münchener Centralbahnhofs einfuhr, lehnte er sich weit heraus, um dem zu seinem Empfang herbeigekommenen Freunde zuzuwinken. Dann stieg er aus, und die beiden schüttelten sich kräftig die Hand.

»Schön, daß du wieder da bist!«

»Und du bist immer noch der alte? Den Lodenmantel da kenne ich noch. Hast dich wenig verändert.«

»Ja, ja«, sagte Fritz Beier, »und du bist ja der reine jeune homme chic geworden - komm, laß uns gehen.«

Langsam bummelten sie durch die Stadt hin und hatten sich viel zu erzählen.

»Aber kehren wir ein, Fritz, ich bin müde.«

»Mir ist's recht, was meinst du zum Café Max - aus alter Erinnerung?«

»Du, existiert denn der alte Stammtisch noch von damals?«

»Gott bewahre, das ist alles längst auseinander, ich war seit Ewigkeiten nicht mehr drin. Habe keinen Schimmer, wer da jetzt verkehrt.«

»Na, dann laß uns nur mal wieder hineingehen und den Rummel anschauen.«

Erinnerungen wurden in dem Zurückgekehrten lebendig an die alte Bohème-Zeit.

Sie traten ein. Es war spät. Nur drei Gäste im Lokal. Der eine spielte mit dem Wirt Billard, der zweite saß mit der

Kellnerin in einer verschwiegenen Ecke und der dritte gähnte gelangweilt hinter seiner Zeitung.

Sie setzten sich an den alten Stammtisch zu einem Absinth. Beiden wurde ganz wehmütig. Ja - damals!

Und dann fingen sie an von den alten Zeiten zu sprechen. Raoul hatte viel zu fragen nach den einstigen Bekannten. »Ja, weißt du, es ist immer dasselbe vom Lied: die Zigeunerei hört von selbst auf. Jeder kriegt's einmal satt und fängt an, zu streben und ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden.«

Der »jeune homme chic« startete in seinen Absinth, und verblaßte Bilder stiegen vor ihm auf.

»Was ist denn aus dem 'polnischen Hamlet' geworden? Denkst du noch, wie er dasaß und dozierte: Könnt ihr alle nicht verstehen, 'Hamlet'?«

»Gott im Himmel, ja, und wie er uns wegen uns'rer Oberflächlichkeit heruntermachte. - Ich glaube, er hat jetzt die Fabrik seines Onkels übernommen und versorgt die Welt mit Seife, die er selbst nie brauchte.«

»Und seine Ophelia, die große Blonde?«

»Na, die ist ihm längst durch. Sie ist jetzt irgendwo in der Schweiz und macht Nihilismus. Na ja, diese norddeutschen Mädels, wenn die nach München kommen« -

»Damals war sie immer so unheimlich korrekt. Weißt du noch, wie wir sie damit aufzogen, daß sie in unsrer dekadenten Mitte immer noch den 'moralischen Maßkrug' hochhielt?«

»Ja, das hatte die Gräfin aufgebracht.«

»Gott ja, die Gräfin, was ist aus der geworden? Wo ist sie hingekommen? Ich seh' sie noch vor mir, wie sie abends hereinkam, wenn wir alle schon da saßen. Heile Stiefel hatte sie nie an, aber dafür eine Reitgerte mit silbernem Griff, von

der sie sich nie trennte. Die stammte noch aus ihrer Glanzzeit auf den väterlichen Gütern. Sie kam immer allein und meist sehr spät und dann knallte sie mit ihrer Peitsche auf den Tisch. 'Donnerwetter, Kinder, jetzt muß ich zuallererst einen Nervenreiz haben!' - Du, Fritz, was weißt du von ihr? Erzähl' doch, es interessiert mich.«

»Ja, ich weiß schon, du hast immer ein Faible für exzentrische Weiber gehabt, das kennt man. - Sie soll jetzt Schauerromane für die 'Illustrierte Gerichtszeitung' schreiben. Damals, als sie mit ihrem Milchgeschäft pleite gegangen war.«

»Milchgeschäft?«

»Na ja, mit dem Milchgeschäft. Die Geschichte spielte doch noch zu deiner Zeit?«

»Keine Spur, was war denn damit?«

»Na, stell' dir vor, das verrückte Frauenzimmer verfiel eines Tages auf die Idee, ein Milchgeschäft zu betreiben. Sie hatte es ja immer mit Erwerbszweigen zu tun.«

»Ja, ich weiß, damals wollte sie sich durchaus bei einer Akrobatengesellschaft von der Oktoberwiese engagieren lassen«, sagte der »jeune homme chic«. »Sie war ganz wild darauf, drei Abende lang hat sie mit allem jongliert, was ihr in die Hand kam, und verfluchte ihre Erzieher, die ihre Gelenke hatten einrosten lassen, wie sie sagte.«

»Gut«, fuhr der andere fort. »Das ging vorbei, aber die Idee mit dem Milchgeschäft saß fest. Wochenlang redete sie von nichts anderem. Dann schwieg sie wieder und kam überhaupt des Abends nicht her. Wie wir nachher erfuhren, war sie als Statistin am Hoftheater und verdiente allabendlich 58 Pfennige und morgens für die Proben 35. Davon lebte sie und legte ihr anderes Geld zurück. Dann kam sie nach einigen Monaten endlich wieder, abgerissener

als je, aber sonst gar nicht wiederzuerkennen. Sie hat nicht gesungen, nicht gepfiffen, keinen unnötigen Lärm gemacht, sondern sich ganz stillbefriedigt herangesetzt und ihren Absinth getrunken. Und dann auf einmal emporgefahren und mit dem unvermeidlichen Fuchtelknochen auf den Tisch geschlagen: 'Kinder, ich hab's.'

'Was hast du, was ist los', brüllen wir ganz gespannt, denn, wenn es auch immer Blödsinn war, was sie 'hatte', so war es doch wenigstens meist etwas Neues und es lag eine Art Methode darin.

Diesmal waren wir gründlich überrascht. Sie hatte die Geschichte mit ihrem Milchgeschäft wirklich zustande gebracht.«

»Na, und wo hatte sie das Geld her?« fragte Raoul Lichtwitz gespannt, »die Ersparnisse werden doch schwerlich gereicht haben.«

»Gott bewahre, sie hat da die unglaublichsten Geschichten geleistet. Finanzoperationen waren ja immer ihre starke Seite, wie du dich erinnern wirst. Da ist sie bei allen ihren Bekannten herumgegangen, die noch so glücklich waren, silberne Löffel oder goldene Uhren zu besitzen und hat sich was zum Versetzen ausgeliehen -«

»Na hör mal« -

»Nun, du weißt doch selbst, wie das in uns'rer damaligen Gesellschaft war. Was man grad' nicht selbst versetzt hat, ist doch egal, ob's jemand anders versetzt. Man hilft sich eben aus. Und sie hat so überzeugend zu reden gewußt von momentaner Verlegenheit und den Leuten plausibel gemacht, daß ein Reklamelöffel mit der Inschrift: 'Trinkt Kath'reiners Malzkaffee' genau dieselben Dienste leistet wie ein silberner. Genug, sie bekam alles mögliche zusammen. Aber es reichte immer noch nicht. Dann ist sie auf die

Anatomie gegangen zu dem alten Professor Rüdiger. Sie hatte mal irgendwo gehört, daß man seinen Leichnam schon bei Lebzeiten zur Sektion verkaufen könne. Das hat sie uns später alles selbst erzählt: wie der weißhaarige Alte, eben aus der Vorlesung gekommen, in Seziermantel und schwarzer Samtmütze, umringt von anatomischen Präparaten, vor einem 'auserlesenen Frühstück' saß, während sie ihm ihr Anliegen vortrug. Wie er dann ganz desperat gesagt hat, jetzt im Karneval käme halb München und wolle sich sezieren lassen, um das Geld zu verjubeln, und schließlich hat er ihr väterlich liebevoll die Backen getätschelt und gesagt: 'Nein, nein, mein Kind, daraus wird nichts. Jetzt sind Sie mir viel zu nett zum Sezieren und später bekommen wir Sie ja doch erst als altes Mütterchen.'«

»Die hat doch Schneid gehabt«, meinte Raoul voll Ekstase.

»Danke für Schneid«, sagte Fritz Beier.

»Es war denn doch etwas reichlich. Sie hat ihm auch noch die Leichen von drei oder vier ihrer guten Bekannten angeboten. Am Ende hätte sie noch den ganzen Stammtisch zum Anatomie-Futter verkauft -«

»Weiter, weiter, jetzt wird's spannend.«

»Also, mit den Leichen war es nichts, aber sie hat das Geld doch schließlich zusammengebracht. Unter anderem hat sie eine ganze Anzahl Prachtwerke, Stuck-Album und alles mögliche auf Ratenzahlung genommen, und ehe die erste Rate gezahlt war, unter der Hand zu etwas herabgesetzten Preisen wiederverkauft. Und was weiß ich noch. Vor allem hat sie aufgehört, Schulden zu bezahlen, was sonst ihre Hauptbeschäftigung war.

Der besagte Abend verlief übrigens sehr lustig. Die Komtesse fühlte sich Kapitalistin und ließ Sekt anfahren. Sie behauptete, sie brauche zwar heute keinen Nervenreiz, müsse aber doch einen haben. Was die anderen Gäste an dem Abend gedacht haben, weiß ich nicht. Das Café Max erbebt nur so von Hochs auf das 'Gräfliche Milchgeschäft'.

In acht Tagen sollte die Geschichte eröffnet werden. Bis dahin hatte sie noch viel zu tun, aber sie kam wieder allabendlich und erzählte uns von den Schritten, die noch zu tun waren. Vormittags konferierte sie zwei Stunden lang im Café Elite mit dem Verwalter des Hausbesitzers, dem die Bude gehörte. Nachmittags fuhr sie in die Schillerstraße, um sich mit Herrn Humplmayr, dem damaligen Besitzer des Geschäftes zu besprechen. Dann machte sie einen Landmann ausfindig, der die Milch um dreizehn Pfennig pro Liter abließ. Auf diesen Erfolg war sie besonders stolz, sonst mußte man immer fünfzehn Pfennig zahlen. Die Zeit, die ihr übrig blieb, verwandte sie dazu, um sich die nötigen 'Kenmnisse in der Branche' zu erwerben.

Wir bekamen sogar Aufträge, ich hatte ein Schild mit einer Alpenlandschaft und Kühen zu malen, darunter die Inschrift: Milch- und Butterniederlage, ausgeübt von Gräfin von so und so. Erst sollte es Humplmayrs Nachfolger heißen, aber nach eingehender Beratung kamen wir überein, die 'Gräfin' würde besser ziehen. Der Maxl, der Bildhauer, du kennst ihn auch noch, mußte eine Kuh für die Fensterausschmückung modellieren, die mit dem Kopf wackeln konnte. Stilvolle Annoncen wurden komponiert, kurz, wir bekamen alle Hände voll zu tun und waren alle ganz Milchgeschäft.

Schließlich war der große Tag gekommen. Humplmayr hatte das Feld geräumt. Die Gräfin war mit ihrem ganzen

Besitz, der aus Bett, Koffer, Staffelei und drei schwarzen Dackeln bestand, in die Schillerstraße übergesiedelt. Sie wollte selbst im Geschäft wohnen. Es mußte doch immer jemand da sein, und die zwei Zimmer nebst Küche mußten sowieso mitgemietet werden. Unsere Bande besorgte, wie das Usus war, bei Nacht und Nebel den Umzug. Das Schild wurde befestigt, es war ein Meisterwerk, das Beste, was ich jemals gemacht habe. Dann das Schaufenster dekoriert. Die Kuh, die der Maxl überraschend naturgetreu getroffen hatte, prangte höchst effektiv zwischen Pyramiden von Käse und Semmeln.

Dann wurde Bier geholt und bei geschlossenen Läden das frohe Ereignis oder vielmehr die Aussicht auf die frohen Ereignisse gefeiert. Gegen ein Uhr wollte die Gräfin uns entlassen, sie war in Angst, daß sie sonst die Zeit verschlafen würde, sie müsse um vier Uhr in der Frühe am Platz sein. Sonst pflegte sie erst um elf Uhr aufzustehen. Wir machten sie darauf aufmerksam, daß es sich überhaupt nicht mehr verlohne, zu schlafen, und so zogen wir schließlich noch alle ins Luitpold. Sie war gar nicht wiederzuerkennen an dem Abend. Eine Art Feierlichkeit lag über ihrem Wesen. 'Ja, Kinder, jetzt fängt der Ernst des Lebens an', sagte sie mehrmals ganz ernst und weihevoll. Schließlich steckte sie uns alle an, und in banger, erwartungsvoller, beinahe andächtiger Stimmung brachen wir gegen drei Uhr auf und geleiteten sie unter Absingen von Chorälen - etwas bezechet waren wir alle - an die Stätte ihres demnächstigen Wirkens. Sie hatte keine Ruhe mehr gehabt zu bleiben, aus Furcht, es könne eingebrochen und das Inventar gestohlen werden. Endlich standen wir vor der Ladentür. 'Verlaßt mich nicht in dieser Stunde', sagte sie

ganz ergriffen, 'kommt mit herein. Ich mach euch einen Kaffee.'

Wir saßen im Zimmer hinter dem Laden und erwarteten die schicksalsschwangere Morgenstunde. Die Dackel schliefen vor dem Ofen. Unsere Gastgeberin hatte sich in ihre zukünftige 'Millifrau-Uniform' geworfen, ein schlichtes schwarzes Kleid mit blendend weißer Schürze. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie komisch sich das ausnahm bei ihren kurzen Haaren. Sie schien das selbst zu fühlen, stand lange nachdenklich vor dem Spiegel und meinte, wenn dies Geschäft sich rentiere, werde sie sich eine Perücke mit geradem Scheitel und einladenden Zöpfen kaufen, das ganze müsse einen solid bürgerlichen Eindruck machen. Endlich schlug es vier, dann halb fünf. Etwas später rollte ein Wagen vor und ein scharfes Klingeln ertönte. Die Dackel fuhren mit einem wahren Mordsgebell in die Höh'. Die Komtesse wurde leichenblaß: 'Um Gottes willen, haltet die Köter fest und macht keinen Lärm.' Sie warf mir die Reitpeitsche in den Schoß, war hinaus und schlug die Tür zu. Draußen hörten wir sie mit dem Kutscher verhandeln, dann eifriges Auf- und Abgehen im Laden, schweres Dröhnen von Gefäßen, Platschen, Klirren von Geldstücken und der Wagen rollte wieder fort. Sie kam wieder herein, ganz echauffiert: 'Die Milch ist da, nun müssen wir sie taufen. Wo mag nur die Wasserleitung sein?' Wir suchten und schließlich entdeckte der Maxl sie auf dem Flur in einer dunklen Ecke. Dann saßen wir wieder atemlos in unsrer Hinterstube. Es kamen wirklich Kunden. Die Gräfin platschte, goß und klapperte mit ihren Milchgefäßen, als ob sie ihr Leben lang nichts anderes getan hätte. Ich muß wirklich sagen, an dem Morgen hat sie uns kolossal imponiert. Wir waren ganz baff vor Bewunderung über ihr

routiniertes Auftreten. Wir hatten leise die Tür halb aufgemacht und sahen zu, wie sie mit den Leuten verhandelte. Die Arme hatte sie in die Seite gestemmt und sah ganz zunftmäßig aus. Die Kunden betrachteten sie etwas erstaunt und warfen dann und wann einen noch erstaunteren Blick nach unsrer Tür. Als der Laden einen Augenblick leer war, drehte sie sich um und wurde wütend, als sie uns sah. 'Um Gottes willen, ihr verjagt mir ja die Leute. So eine bezechte Bande im Hintergrund, das sieht unsolid aus. Geht lieber nach Haus, ich komme dann abends ins Max.'

Eben kam wieder eine dicke Frau mit blauer Kanne. Die Tür flog zu. Die Dackel machten einen Mordsspektakel, wir fielen über die Cognacflasche her, und der Hamlet intonierte mit Donnerstimme: 'Hoch soll sie leben!' Dann machte sie aber Ernst und warf uns hinaus. Wir mußten einzeln fortgehen, um kein Aufsehen zu erregen.

An dem Abend kam sie um halb elf ins Max. 'Das Geschäft geht brillant, aber müde bin ich zum Umfallen.' Sie strahlte, trank drei Tassen schwarzen Kaffee und stürzte wieder fort, um auszuruhen.

Acht Tage lang sahen wir nichts von ihr. Sie hatte sich unsere Besuche verboten, 'um die dehors zu wahren'. Dann kam eines Abends ein Dienstmann mit einem Brief: 'Kinder, bitte kommt auf einen Milchpunsch zu mir. Kommt möglichst vollzählig.'

Wir erschienen in corpore und mußten circa zwanzig Liter nachgebliebene Milch in allen möglichen Gestalten vertilgen helfen. Die Komtesse machte einen ziemlich deprimierten Eindruck.

Sie zog mich beiseite und bat mich, die Inschrift auf dem Firmenschild in 'Humplmayrs Nachfolger' umzuändern. Sie glaube, die 'Gräfin' mache die Leute stutzig. Übrigens

wollte sie jetzt noch einen Zeitungsverkauf und einen Schnapsausschank mit dem Milchgeschäft verbinden. Willy Stenzel, der Lithograph, der damals gerade keine Arbeit hatte, trat mit in das Geschäft ein. Er bekam dafür den Titel Kompagnon und seine Tätigkeit bestand im Vertilgen der nachgebliebenen Milch. Der Schnapsausschank wurde unter Diskretion im Hinterzimmer betrieben, weil die Konzession zu viel kostete, und florierte ziemlich. Willy entwickelte ungeahntes Talent zum Kellner und die blonde Luise Johannsen, die Ophelia aus Mecklenburg, mußte als Anziehungspunkt hinter dem Büffet sitzen und Buch führen. Wir andern erschienen gewissenhaft jeden Vormittag zum Milchfrühschoppen.

Das ging noch so vier Wochen, dann kam Neujahr.

Die Gräfin kam am Sylvesterabend bleich und verstört ins Café. Ihr Vorgänger im Geschäft hatte ihr einen fürchterlichen Streich gespielt. Er hatte an der nächsten Straßenecke wieder einen Milchladen aufgetan und die Kunden von ihr abgezogen. Sie hatte vergessen, wie es üblich ist, die diesbezügliche Bedingung im Kaufkontrakt festzumachen. Den Milchbezug hatte sie jetzt schon von zweihundert auf hundert Liter herabsetzen müssen, es gingen höchstens fünfzig pro Tag ab, und unsere vereinten Kräfte hätten nicht vermocht, des Restes Herr zu werden. Willy Stenzel war von dem unausgesetzten Milchkonsum schon so dick geworden, daß sein Arzt ihm eine Entfettungskur anempfohlen hatte. Das 'Zweistundenweib' zum Austragen war längst abgeschafft und die Komtesse lief morgens selbst treppauf, treppab mit Milchkannen, Semmeln und Zeitungen. 'Wenn ich nur einen Blick in meine Familiengruft tun könnte', sagte sie einmal ganz

verzweifelt, 'um zu sehen, ob meine Ahnen noch auf der richtigen Seite liegen.'

Die Schnapsproletarier waren noch ihre einzige Rettung. Sie wußte ihre Herzen zu gewinnen, indem sie sich zu ihnen setzte und mit ihnen Schnaps trank und jede Woche einmal ihren Namenstag kundgab, an dem sie die ganze Bande traktierte. Sie schickten ihr dafür ihre Frauen und Kinder zum Milchholen.

Wenn nur die Jahreswende erst überstanden war. Die Gräfin hatte alle ihre Gläubiger, und die sollen nach Legionen gezählt haben, auf das brillant gehende Geschäft vertröstet. Wir alle zitterten mit ihr.

Die ersten Januartage verliefen noch ruhig. Aber das konnte die allgemein gedrückte Stimmung nicht heben. Am 5. oder 6. Januar begann es Rechnungen zu regnen. Eines Tages vermißten wir die Dackel. 'Ich hab sie dem Schreiner gegeben, der mir den Ladentisch und die Regale gemacht hat', sagte sie fast mit Tränen in den Augen. 'Und dem Spengler hab' ich sie auch versprochen, damit er einstweilen Ruh' gibt. Und dann war der Schnapslieferant da, dem bin ich an die 100 Mark schuldig. Der Kerl wollte mich denunzieren, weil ich ohne Konzession ausschenke, aber Willy und ich haben mit ihm gekneipt, bis er gerührt und versöhnlich abgezogen ist.'

Wir versuchten sie zu trösten, aber es kam nicht recht von Herzen. Wir sahen 'la débâcle' herankommen und wußten nicht, wie man sie davor retten sollte.

Bald darauf kamen sie und Willy eines Abends ganz verstört zu uns. Die Komtesse war sichtlich nervös, sie warf die Reitpeitsche in die Ecke, piff den Dackeln, stieß dann einen tiefen Seufzer aus, als ihr einfiel, daß sie nicht mehr

da waren. Dann setzte sie sich an den Tisch und sagte resigniert: 'Jetzt haben wir den Dalles, wir sind ruiniert!'

Der Kompanion sah rotbackig und geknickt zu ihr herüber und erzählte dann, daß der Buchhändler die Komtesse auf Betrug verklagt habe; sie hatte schon längst keine Raten mehr für die Prachtwerke gezahlt, und als er dann die Werke selbst zurück verlangte, mußte sie zugeben, sie verkauft zu haben. Nun würde sie brummen müssen, und wer sollte dann das Geschäft führen? Willy kannte sich in der 'Branche' nicht genügend aus, und die Ophelia war zu faul. Heute schlief sie seit 24 Stunden, weil sie gestern in der Schnapskantine hat ausschenken müssen. Morgen sollte ihr gekündigt werden. Die ganze Tafelrunde war mit niedergeschmettert.«

Fritz Beier machte eine lange Pause und bestellte 2 Melanges.

»Nun und?« fragte Lichtwitz, während er in seinem Glase rührte.

»Ja, damit war die Geschichte eigentlich zu Ende. Der Krach war nicht mehr aufzuhalten. Es gingen noch ein paar Wochen hin, während denen sie unaufhörlich vor Gericht zitiert wurde. Der Schnapslieferant hatte sie sofort denunziert, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen, und die Schnapskantine wurde polizeilich aufgehoben. Ein paarmal hatten wir uns allesamt wegen nächtlicher Ruhestörung zu verantworten, denn weil keine Kunden mehr kamen, saßen wir schließlich Tag und Nacht im Laden und tranken Milchpunsch, um sie wenigstens noch etwas aufzuheitern. Willy war ganz verzweifelt. Die Komtesse tröstete sich noch damit, daß man vielleicht noch mit Vorteil betrügerischen Bankrott machen könne. Der Maxl hatte ein Pleitelied komponiert, das den ganzen Tag

gesungen wurde. Ich sage dir, die Nachbarn standen oft scharenweise vor der Tür und vor den Fenstern und hörten dem Radau zu.

Schließlich wurde eines Tages das Inventar gepfändet und die Bude bis auf weiteres geschlossen.«

»Und sie, die Gräfin, was tat sie nachher?«

»Was sollte sie tun? An dem Abend, wie das geschehen war, waren wir natürlich wieder hier, und sie kam auch, schlug einmal wieder mit der Reitgerte auf den Tisch, was sie schon lange nicht mehr getan hatte, und verlangte einen Nervenreiz nach dem andern. Sie schien ganz aufgekratzt, aber wir wußten schon, daß sie nur so tat, die Geschichte war ihr doch sehr nahe gegangen. Als wir aufbrechen wollten, sagte sie: 'Na, Kinder, mich werdet ihr nicht so bald wieder sehen. Ich gehe ins Ausland. Sonst kann ich den ganzen Rest meiner kostbaren Jugendzeit hinter Schloß und Riegel sitzen. Ich habe einen ganzen Stoß von Vorladungen und Anklagen, die lasse ich euch zum Andenken da. Und meine Ahnen würden sich gar zu viel im Grabe umdrehen müssen, dazu habe ich doch noch zu viel Pietät. Ich gehe lieber fort.'«

»Ist sie denn wirklich ins Ausland?«

»Wenigstens war sie fort. Sie soll damals irgendwo hier in der Nähe aufs Land gegangen sein, und die Münchener Polizei hat sie nicht ausfindig gemacht. Sie schrieb nie und ließ nichts von sich hören, um jede Spur zu verwischen. Man hörte nur hier und da noch irgendwelche Gerüchte über sie.«

»Schade«, sagte der 'jeune homme chic', »ich hätte sie doch gerne einmal wiedergesehen.«

»Wer weiß«, antwortete Fritz Beier tiefsinnig, »solche Existenzen tauchen immer mal wieder auf. - Zahlen« -

Das Jüngste Gericht

Es war am Vorabend des Jüngsten Gerichts.

Petrus und der liebe Gott pflogen Rat miteinander. Sie waren in einiger Verlegenheit, wie die Sache gehen sollte.

»Petrus, wie soll es nur werden?« seufzte der liebe Gott.
»Wir sind gar zu sehr aus der Zeitanschauung herausgekommen. Und da kommen nun alle diese modernen Menschen und sind eine ganz andere Art von Rechtsprechung gewöhnt und wir -«

Petrus hatte erst schweigend zugehört, dann seufzte er:
»Gottvater, wir sollten einen Staatsanwalt zum Beistand haben. Siehst du, die Leutchen auf Erden können sich keine Gerichtsverhandlung ohne Staatsanwalt vorstellen. Und sie haben recht. Wer soll denn anklagen? Für dich schickt sich das nicht. Der oberste Richter kann doch nicht die Anklage führen. - Das Prinzip der Milde und Gerechtigkeit würde darunter leiden. Und ich? Man weiß ja, wie die Leute sind. Sie könnten mich für parteiisch oder am Ende gar für bestechlich halten. Und dann träfe es sich gerade gut. Gerade gestern haben wir einen Staatsanwalt in die Juristenabteilung des Fegefeuers bekommen. - Die Herren sollen ja heutzutage Kolossales in der Rechtsprechung leisten.«

Aber der liebe Gott wollte nicht recht dran. Er meinte, es müsse auch so gehen. Die Zuziehung eines Staatsanwalts sei ja doch im göttlichen Weltplan von Anbeginn nicht vorgesehen.

Sankt Petrus wagte nicht weiter zu widersprechen. Die Sache hatte ja auch immerhin ihre Bedenken.

Der Jüngste Tag brach an. Auf Erden herrschte ein furchtbares Durcheinander, die Erde drehte sich nicht mehr, die Sonne hatte aufgehört zu scheinen. Die Gräber taten sich auf, und mit Entsetzen sah man seine guten Freunde wieder auferstehen.

Die recht gesinnten Menschen erfaßten sofort die Sachlage und fingen an zu beten und sich zu bekehren. Die Lasterhaften und Verstockten dagegen beeilten sich noch, die wüstesten Gelage und Orgien zu veranstalten, weil sie in ihrem sträflichen Materialismus meinten, es sei ja nun doch alles vorbei.

Im Himmel war die Konfusion womöglich noch größer. Der liebe Gott und Petrus saßen vor ihren großen Büchern, suchten, zählten und verglichen um die Wette. Da waren die Geburts- und Todesregister, die Himmel-, Höllen- und Fegefeuerlisten. Da waren die Kontobücher - auf der einen Seite standen die Sünden, auf der anderen die guten und verdienstlichen Werke der Menschheit aufgezeichnet.

Manches Mal konnte der liebe Gott sich nicht durchfinden, und Petrus schlug das Gewissen. Die Buchführung war seine schwache Seite, und er hatte es manchmal nicht ganz genau damit genommen. Gewöhnlich hatte er sich dabei beruhigt, daß es am Ende gar nicht zum Jüngsten Gericht kommen würde.

Und nun war es da. - Kalter Angstschweiß trat dem armen Petrus auf die Stirn. Verstohlen blickte er zu Gottvater hinüber. Der legte gerade die Feder aus der Hand und sagte nach längerem Nachdenken: »Petrus, weißt du, ich glaube, die Idee mit dem Staatsanwalt wäre doch nicht ganz ohne. Wir finden uns da sonst nicht zurecht. Die Rechtsanschauungen haben sich gerade in letzter Zeit so sehr verschoben.« - Der liebe Gott versprach sich, er

meinte verschoben - Petrus merkte es, aber wagte nicht, ihn zu verbessern.

Voller Freude suchte er den Schlüssel zur Juristenabteilung und begab sich ins Fegefeuer. Als er zurückkam, erschien mit ihm ein Herr in der üblichen Büßertracht, der mit kalten, unbestechlichen Blicken um sich schaute. Er stellte sich dem lieben Gott als Staatsanwalt Donnerschlag vor. »Freut mich, klingt sehr vielversprechend«, sagte der liebe Gott, die Verbeugung erwidern, »Petrus, du magst einstweilen die Leute versammeln und eine provisorische Scheidung vornehmen, du weißt ja, die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken.« - - »Wir pflegen uns hier nämlich bildlich auszudrücken, das ist so die Tradition«, fügte er zum Staatsanwalt gewendet hinzu.

»Sie, Herr Donnerschlag, sind wohl so freundlich, einstweilen die Register durchzusehen und sich etwas zu orientieren. Petrus hat Ihnen wohl schon gesagt, was uns veranlaßt hat, Sie um Ihren fachmännischen Beistand anzugehen. - Ich habe jetzt noch alle Hände voll zu tun. Auf Wiedersehen!«

- Der Gerufene setzte sich vor die Bücher, zog eine Miniatur-Westentaschenausgabe des Strafgesetzbuches hervor, las, schlug auf und machte Notizen.

Endlich war alles so weit. Das Jüngste Gericht konnte beginnen.

Petrus hatte die provisorische Einteilung in Gerechte und Ungerechte sehr geschickt arrangiert.

Die Gerechten begannen vorlaut ein Halleluja anzustimmen. Ein Teil der Verdammten betete und flehte um Gnade, andere tobten, ein paar alte Schiffskapitäne

fluchten sogar. Als man es ihnen verwies, behaupteten sie, man gewöhne es sich im Fegefeuer an.

Die Glocke des Präsidenten erscholl, und der liebe Gott hielt eine der Gelegenheit angemessene Thronrede, in welcher er sein Programm kundtat. Dann stellte er der Versammlung den Staatsanwalt Donnerschlag vor, was mit allgemeinem Gemurmel begrüßt wurde. Herr Donnerschlag ignorierte diese zweifelhafte Kundgebung vollkommen. Er glaubte die Beförderung zum himmlischen Justizminister schon ganz sicher in der Tasche zu haben. Nun intonierte das Orchester »Heulen und Zähneklappern« nach einem eigens für diesen Tag von einer einflußreichen Persönlichkeit komponierten Motiv.

Petrus mußte das Buch des Lebens herbeibringen, und die Verhandlung konnte beginnen.

»Es geht nach dem Alphabet, Herr Staatsanwalt«, bemerkte der liebe Gott. - -

»Adam«, begann Herr Donnerschlag mit weithin vernehmlicher Stimme.

Ein Gemurmel äußersten Unwillens erhob sich von allen Seiten. Im Hintergrunde wurde sogar gezischt. Sankt Petrus konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Da standen sie ja, die beiden Sünder, die so viel Unheil angerichtet hatten.

Eva hatte die eine Hand, in der sie den berühmten Apfel hielt, auf dem Rücken versteckt und beide waren äußerst verlegen. Sie schienen sich in der großen Versammlung zu schämen, da sie so wenig anhatten. »Passons là-dessus«, warf der liebe Gott in jovialem Ton ein und sagte dann leise zum Juristen, als er dessen Brillengläser verwundert auf sich gerichtet sah: »Entschuldigen Sie, Herr Staatsanwalt, mit Adam und Eva ist das so eine besondere Sache. Sie verstehen - der göttliche Weltplan-.«

Herr Donnerschlag wollte etwas entgegnen, aber jetzt hatte Eva sich halb umgewandt und warf ihm über die Schulter einen Blick zu, der ihn entwaffnete. »Gut denn, lassen wir die Sache ruhen, handelt sich ja auch nur um leichte Delikte - - Mundraub.«

Er murmelte noch etwas vor sich hin und fuhr dann mit der Verlesung fort:

»Abel! - hat sich früh der himmlischen Gerechtigkeit entzogen, indem er vorgab, von seinem Bruder Kain, einem notorischen Mordbuben, umgebracht worden zu sein. - Ich beantrage die Vorführung.«

Petrus und der Herrgott wechselten einen ratlosen Blick, aber Petrus faßte sich schnell und erklärte kurz und bündig, die Sache habe längst eine andere Aufklärung gefunden. Man habe Abel seinerzeit einen Abonnementsplatz im Himmel eingeräumt und er sei unbedingt unter die Gerechten zu klassifizieren, - was auch geschah.

»Bebel«, las der Staatsanwalt mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung - endlich fing er an, sich heimisch zu fühlen.

»Gehört doch nicht hierher«, rief der liebe Gott entrüstet, »bitte im Alten Testamente fortzufahren.«

Petrus bekam einen zornigen Blick, diese unordentliche Buchführung. Es war wirklich zu arg.

Das eben aufgeflamnte Feuer in den Augen des Staatsanwaltes erlosch. Enttäuscht und abgekühlt las er weiter: »Abraham«. -

Wieder wurde interpelliert. Der Himmelvater war hinter den Verlesenden getreten und raunte ihm zu:

»An Abraham dürfen wir nicht rühren. Bedenken Sie doch, der Stammvater des Volkes Israel. Sie begreifen, es sind die Prinzipien, die aufrechterhalten werden müssen.« -

Und die Musik spielte einen Tusch, während Abraham unangefochten zu den Gerechten passierte. Jakob und Esau machten einen Versuch, sich ihm anzuschließen, wurden aber zurückgehalten. Ihnen ahnte Schlimmes.

Jetzt wurde eine Schar verwilderter Zuchthäusler durch einen Gendarmen vorgeführt. Sie hatten rote Kokarden an den Hüten und sangen die Marseillaise. Es waren die Kinder Korah.

»Korah und Genossen«, begann Herr Donnerschlag, »mehrfach vorbestraft wegen Aufruhrs und Zusammenrottung.«

Es wurde beraten. Der Staatsanwalt beantragte lebenslängliche Höllenstrafe und Stellung unter Polizeiaufsicht wegen Gemeingefährlichkeit der in Frage kommenden Individuen. Auch seien denselben die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen.

Petrus warf sich zum Verteidiger auf. Er meinte, man müsse mit der noch besserungsfähigen Jugend nicht so hart verfahren. Aber Herr Donnerschlag hielt ihm entgegen, es könne der zunehmenden Entsittlichung und inneren Zerfetzung des Volkes durch dergleichen rot angehauchte Bestien nicht scharf genug entgegengearbeitet werden. Er wußte diese Anschauung so plausibel zu machen, daß einstimmig auf Vollstreckung des Urteils erkannt wurde.

Man machte kurzen Prozeß mit der Rotte. Die Höllenversenkung wurde in Tätigkeit gesetzt, und die Kinder Korah verschwanden mit einem Hoch auf die Anarchie in der Tiefe.

»Nun hat es doch endlich mal geklappt«, ließ sich ein Eckensteher aus der Schar der Gerechten vernehmen. - Plötzlich entdeckte man, daß auch der Gendarm

mitverschwunden war. Jemand wollte gesehen haben, wie ein Kind Korah ihn böswillig mit hinabgezogen habe.

Der Staatsanwalt beantragte Wiederaufnahme des Verfahrens, aber Petrus erklärte ihm, daß das bis zur nächsten Höllenrevision warten müsse. Augenblicklich würden weder die Angeklagten noch die Opfer vernehmungsfähig sein.

Herr Donnerschlag war just in seinem Element und begann Exempel zu statuieren, daß es eine Lust war. So wütete er mit verfassungsmäßiger Schneidigkeit durch die zwei Bücher Josua und das Buch der Richter hindurch, daß dem lieben Gott angst und bange wurde.

Heimlich rief er Petrus beiseite, um Rücksprache mit ihm zu nehmen.

»Petrus, was sollen wir machen, der Mann wächst uns über den Kopf. Dein Rat war gut, aber ich wollte, du hättest ihn mir nicht gegeben. - Wo der Donnerschlag nur all die Paragraphen hernimmt. Für jeden hat er einen, der für ihn paßt. Was sollen wir denn anfangen, wenn er an die Könige kommt mit den fatalen Weibergeschichten. Das gibt noch den reinen Kolonialskandal.«

»Es ist recht peinlich«, sagte Petrus nachdenklich. »Im schlimmsten Falle müssen wir den Teufel durch Beelzebub austreiben und - -«

»Das geht nicht«, antwortete Gottvater entsetzt, »das wäre doch zu mittelalterlich possenhaft.« - »Ich meine es ja nur bildlich«, sagte Petrus mit Würde. - Die Unterhaltung wurde jäh unterbrochen durch ein wüstes Getöse, Musik, Lärmen, Durcheinanderrufen.

»Um Gottes willen«, schrie Petrus, »sie sind schon bei David und wir haben nicht aufgepaßt.« -

Es hatte seine Richtigkeit. Schon hatte Herr Donnerschlag seine Anklagen vorgebracht, die in schwerer Menge auf den König von Israel herabregneten. David ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern tanzte mit seinen Hofschranzen vor der Bundeslade, während das Getöse der Harfen, Zymbeln und Pauken durch den Himmel erschalle.

Petrus hatte seine schwere Mühe, alles wieder zur Ruhe zu bringen. Mehrmals mußte die Glocke des Präsidenten ertönen, bis die Verhandlung weitergehen konnte.

Nun begann Sankt Peter mit Gewandtheit die Verteidigung aber es war ihm nicht möglich, den eklatanten Beweisen gegenüber durchzudringen, die Herr Donnerschlag auf den Tisch des Hauses niederlegte. Da war der Uriasbrief. Petrus und Gottvater konnten nur mit Mühe ihr Erstaunen darüber ausdrücken, wie der in die Hände der Staatsanwaltschaft gelangt sein konnte.

Der Staatsanwalt beantragte für den König David eine halbe Ewigkeit schwerer Höllenpein wegen Ehebruchs und Totschlag.

Vergebens suchte Petrus darzutun, daß Ehebruch Privatsache sei und nur auf Antrag des armen seligen Urias hätte verfolgt werden können, und daß man an dem Tode des letzteren doch nicht unbedingt den König beschuldigen könne. Derselbe habe nur angeordnet, daß Urias während der Schlacht an einem exponierten Platz Posten stehen solle. Das müsse jeder Soldat. Es könne hier also höchstens von einem Dolus eventualis die Rede sein.

»Der Petrus hat wirklich schon etwas profitiert«, dachte der liebe Gott, der ganz verwundert dem glänzenden Plädoyer zugehört hatte. Aber gegen Herrn Donnerschlag kämpfte selbst Petrus vergebens. Mit dem kostbaren Beweisstück, mit einem Hagel von Paragraphen und mit der

festen Absicht, dem lasterhaften Judenkönig eins auszuwischen, trug der findige Mann des Rechts den Sieg davon, und das Unerhörte geschah. David mußte zur Hölle fahren. Für Sack und Asche war es zu spät. Nun hatten ihm alle seine Psalmen doch nichts geholfen. Verstimmt trat er die Fahrt an, mit seinen Zymbeln und Pauken zu einem letzten Tanz aufspielend.

Der ganze Himmel war skandalisiert. Petrus und der liebe Gott schauten sich verzagt an. Jetzt sollte Hiob dran kommen.

»Gottvater«, flüsterte Petrus, »laß mich nur machen, ich werde Rat schaffen.«

»Mach', was du willst«, sagte der liebe Gott ganz apathisch, »nur rette mir meinen Knecht Hiob.«

Sankt Peter entfernte sich schleunigst.

Während seiner Abwesenheit saß der liebe Gott wie auf Kohlen und mußte zuhören, wie der Staatsanwalt fortfuhr, ihm sein bestes Himmelsmaterial mit Hilfe dieses entsetzlichen Strafgesetzbuches zur Höllenware zu stempeln.

Hiob, der hart mitgenommene alte Mann, dem er, der Himmelsvater, längst ein Rentengut zugesichert hatte, wo er sich von den Strapazen seiner Heimsuchung erholen konnte, wurde der Majestätsbeleidigung geziehen. Und da sollte man noch ruhig sitzen und zuhören. Empört sprang der liebe Gott auf und übernahm dieses Mal selbst die Verteidigung:

Da hätte er denn doch noch ein Wort mitzureden. Die Sache sei überhaupt zwischen ihm und Hiob längst zur beiderseitigen Zufriedenheit beigelegt worden, da man sie nun aber noch einmal an die Öffentlichkeit gezerrt habe, so müsse er denn doch die Ansicht betonen, daß sich Hiob allerdings im Übermaß seiner Schmerzen einer

Gotteslästerung schuldig gemacht, aber wenn er selbst, - Gottvater - - »Gotteslästerung mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft, § 16,6«, warf der Staatsanwalt ein.

Der liebe Gott konnte vor Zorn nicht weiterreden, und der Staatsanwalt setzte nun auseinander, wie hier nach seiner Auffassung unbedingt eine Majestätsbeleidigung zu konstruieren sei, insofern als für Hiob in diesem speziellen Fall eine Identität der himmlischen und irdischen Staatsgewalt vorgelegen habe. - -

Petrus war inzwischen wieder erschienen. In seiner Begleitung erblickte man einen allgemein bekannten Nervenarzt, der seinerzeit auf Erden durch seine tief sinnigen Lehren über Suggestion und Gegensuggestion manchen Raubmörder den Händen der strafenden Gerechtigkeit entrissen hatte.

Ein alter Russe mit Heiligenschein und apostolischen Allüren machte die Umstehenden auf die ausgeprägte Schurkenphysiognomie des neuen Ankömmlings aufmerksam.

Jetzt unterbrach Petrus den Staatsanwalt mitten im schönsten Reden, was dieser nicht gern sah, aber er hatte längst gemerkt, daß man es mit dem Alten nicht verderben dürfe. So ließ er resigniert die Zeugen abtreten. Es waren die drei Freunde Hiobs, die mit ihren langen Reden und weisen Bemerkungen die Versammlung schon aufs höchste irritiert hatten.

Es wurde eine Erholungspause gemacht und während derselben die landesüblichen Erfrischungen herumgereicht, welche aus Heuschrecken und wildem Honig bestanden.

Dann ertönte wieder die Glocke, und diesmal ergriff Petrus zuerst das Wort. Er redete erst von der hohen Bedeutung des Tages, sprach dann über Gerichtswesen im

allgemeinen und über das Wesen des Jüngsten Gerichtes im speziellen, erwähnte ferner, daß eine nicht zu verkennende Mißstimmung über einige der heute gefällten Urteile in der Versammlung herrsche. - Einige scheelsüchtige Böcke hätten zwar triumphiert, aber unter den Schafen herrsche große Trauer. -

Hier lächelte Herr Donnerschlag satanisch. - Er, Petrus, mache deshalb den Vorschlag, daß ein Schwurgericht zusammentreten solle, das jedesmal nach eingehender Beratung den endgültigen Urteilsspruch zu fällen habe.

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Versammlung. Der liebe Gott atmete auf: Wenn man die Geschworenen richtig zusammenstellte, konnte Hiob noch gerettet werden. Und vielleicht waren auch noch Aussichten für David. Man mußte ihm sofort telephonieren, daß er Revision gegen das vorhin gefällte Urteil einlege.

Der Staatsanwalt protestierte heftig. Aber der Redner war noch nicht zu Ende. Nachdem der Beifall sich gelegt, fuhr er fort: er habe außerdem die Absicht, eine anerkannte ärztliche Autorität als Sachverständigen heranzuziehen - hier machte der Arzt eine tiefe Verbeugung gegen die Anwesenden. - Als Sachverständiger, der vor und nach jedem Urteilsspruch den Geisteszustand aller Beteiligten aufs genaueste zu untersuchen habe. Es sei in letzter Zeit so oft nachträglich die geistige Zurechnungsfähigkeit eines Verurteilten oder seines Richters angezweifelt worden. Hierzu komme noch, daß die Leute durch den Aufenthalt im Fegefeuer sehr oft ihre geistige Frische einbüßten. Man kann nicht nachsichtig genug vorgehen. -

Ein rasender Beifallssturm machte den Himmel erbeben und übertönte die Worte des Herrn Donnerschlag, der sich Gehör zu verschaffen suchte. Er war der erste, der sich der

Untersuchung durch den skeptisch blickenden Arzt unterziehen mußte, während Petrus und der liebe Gott sich mit der Auswahl der Geschworenen beschäftigten. Die bewährte Einteilung in Böcke und Schafe wurde auch hier festgehalten.

Als alles arrangiert war, wurde der Fall Hiob von neuem aufs Tapet gebracht. Der Arzt stellte zeitweilige geistige Störungen fest, an denen der alte Mann gelitten habe, und die Geschworenen verneinten die Schuldfrage.

Das Urteil erregte allgemeine Befriedigung. Die Gerechten frohlockten, und manchem Verdammungskandidaten wurde leichter ums Herz. Der liebe Gott telephonierte an David, und der degradierte König beging in der Hölle einen Freudentanz.

Herr Donnerschlag war außer sich. Seine Ausdrucksweise war fast unehrerbietig.

»Petrus«, sagte der liebe Gott leise zu diesem, »wir müssen sehen, ihn loszuwerden. Er macht sich unmöglich und kompromittiert uns.«

»Nur abwarten«, meinte Petrus, »vielleicht können wir ihn unter Kuratel stellen lassen.« -

Er nahm den Arzt beiseite und besprach sich mit ihm. Aber sie wurden gleich wieder unterbrochen.

Ratlos stürzte der liebe Gott herbei: »Um Himmels willen, Petrus, wo bleibst du? Alles steht auf dem Kopf.

Nun sieh selbst, was du angerichtet hast mit deinen Geschworenen. Eben haben sie die Jesabel freigesprochen, und jetzt ist Kain dran. Den bringen sie mir womöglich auch noch in den Himmel, deine Geschworenen!«

Dem armen Petrus wirbelte der Kopf. Heute mußte auch alles schiefgehen.

Allgemeine Panik hatte die Versammlung ergriffen. Jesabel wandelte mitten unter den Gerechten und zog drei Foxterriers an der Leine hinter sich her. Vor den Geschworenen stand Kain mit rohen Landstreichermienen und leugnete hartnäckig. Seine Manieren hatten einen unangenehm arbeitslosen Anstrich.

Auch aus der Hölle ertönte wilder Aufruhr. David tanzte, und die Kinder Korah brachten ein dröhnendes Hoch auf das Proletariat der Zukunft aus. Nur der Geistesgegenwart Sankt Peters gelang es, die Situation zu retten. Er erklärte der gespannt aufhorchenden Versammlung, das Jüngste Gericht müsse unlösbarer Schwierigkeiten wegen einstweilen vertagt werden.

Alles atmete auf. Nur Herr Donnerschlag stand wie angewurzelt da.

Der liebe Gott begann die nötigen Befehle zu erteilen, und die himmlischen Heerscharen flatterten geschäftig hin und her.

Tausende von weißbeschwingten Engeln stießen in ihre Posaunen. Petrus drückte auf einen Knopf, und das große Schwungrad der Dynamo, die das Weltsystem zu bewegen hatte, begann sich langsam zu drehen. Mit donnerartigem Getöse fingen die Planeten wieder an, ihre vorschriftsmäßigen Bahnen zu wandeln.

Noch ein rasender Posaunenstoß, alles drehte sich - alles versank und verschwand. - - -

Mit einem lauten Ausruf des Schreckens fuhr der Rechtspraktikant Guido Kusbohrer aus dem Schlaf empor.

Neben seinem Bett rasselte der Wecker. Es war höchste Zeit aufzustehen, wenn er nicht zu spät in den Gerichtssaal kommen wollte. Er kleidete sich rasch an. Der Kopf

wirbelte ihm. Seine erste Verteidigung - - Himmelherrgott, ob er seinen Klienten wohl durchbringen würde?

Das allerjüngste Gericht

Endlich sind wir in der Lage, unsern Lesern über den allgemein mit Spannung erwarteten Sensationsprozeß gegen Herrn A. L., Redakteur der illustrierten Wochenschrift *Simplicissimus* und die Gräfin R., Verfasserin der seinerzeit konfiszierten Humoreske: »Das Jüngste Gericht« zu berichten. Die genannten Persönlichkeiten standen bekanntlich unter der erdrückenden Anklage, in idealer Konkurrenz miteinander, nämlich Herr L. als Herausgeber der Zeitschrift und die Gräfin R. als Verfasserin des inkriminierten Artikels, ein erschwertes Verbrechen der Gotteslästerung im Zusammenfluß mit einem qualifizierten Vergehen wider die öffentliche Ordnung, im sachlichen Zusammenhang mit einem Vergehen des groben Unfugs, verübt durch die Presse, begangen zu haben.

Unser O-Korrespondent schreibt uns dazu:

Gestern fand die Verhandlung gegen L. und Genossen vor dem Schwurgericht bei dem K. Landgericht München XXVII unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Die von der Redaktion des *Simplicissimus* dazu versandten Einladungskarten - mit den sattsam bekannten Teufels- und Mopsplakaten geschmückt - wurden noch rechtzeitig konfisziert. Trotzdem war das Haus völlig ausverkauft.

Als Geschworene waren unter anderen ausgelost worden: der bekannte Münchener Volkssänger Papa Geis, der

ebenso bekannte Vaterlandsredakteur und Partikularist Dr. jur. Sigl, der Oberkellner Fritz aus dem Wiener Café, der Wurzelsepp von der Oktoberwiese und verschiedene geistliche Herren. Als Sachverständige hatte die Verteidigung die schon einmal konfiszierten Herren Franz Wickelkind und Th. Th. geladen. Man hatte ihnen vorsichtshalber Handschellen angelegt. Von seiten der Staatsanwaltschaft war die Ladung der Herren von Köller und von Stumm beantragt. Die Herren hatten aber als anderweitig beschäftigt abgelehnt.

Die Inszenierung war einfach, aber geschmackvoll. Vorsitzender, Landgerichtsräte, Ersatzrichter, Staatsanwälte, Verteidiger - für alles war hinreichend gesorgt.

Die Verhandlung begann um 10 Uhr vormittags. Bereits eine Stunde früher waren die Angeklagten in einem geschlossenen Landauer von der Angerfrohnfeste unter Begleitung einer hinreichenden Gendarmenescorte in das Gerichtsgebäude verbracht und sofort in den Schwurgerichtssaal geführt worden. Beide erschienen etwas angegriffen von der ausgestandenen Untersuchungshaft, aber geistig ungebrochen und nahmen mit voller Fassung ihren Platz auf der Anklagebank ein. Herr L. trug ein helles englisches Radfahrkostüm aus dem Warenhaus Tietz, das indessen durch die Untersuchungshaft sehr gelitten hatte, die Gräfin ein schwarzseidenes Reisekostüm mit Courschleppe und Brillanten. Sie war frisch vom Hofball weg verhaftet worden.

Vor Eintritt in die Verhandlung richtet der Vorsitzende ernste, eindringliche Worte an die Geschworenen. Die Erregung über die skandalösen Vorfälle, die heute zur Sprache kommen sollten, sei bis in die weitesten Kreise gedrungen. Es wäre nun höchste Zeit, die Erregung der

breiten Massen einzudämmen durch ein der öffentlichen Meinung Genüge leistendes exemplarisches Urteil.

Als Überführungsgegenstände befanden sich auf dem Podium vor dem Richtertisch: 1) je eine in Leipzig morgens 7 Uhr seitens der Staatsanwaltschaft von der Presse weg beschlagnahmte Nr. 41 der illustrierten Wochenschrift *Simplicissimus*, gewöhnliche und Luxus-Ausgabe; 2) das Manuskript: *Das Jüngste Gericht*; 3) die Korrekturbogen, erste und zweite Korrektur; 4) die Feder, aus der das inkriminierte Machwerk geflossen sein soll; 5) der Anzug, den Herr. L. am Tage des Verbrechens trug; 6) einige Semmeln, die gleichzeitig mit der Nr. 41 des *Simplicissimus* ausgetragen werden sollten.

Die letzteren gingen von Hand zu Hand und wurden für ungenießbar erklärt. Beim Anblick der genannten Gegenstände steigerte sich die Aufregung im Publikum, das nicht wie sonst bei Sensationsprozessen aus der Hefe des Volkes bestand. Diesmal waren die hervorragendsten »Stützen der Gesellschaft« zugegen. Aber nicht nur bemerkte man die Vertreter der *haute finance* - nein hie und da gewahrte man auch den bedeutenden Kopf eines Akademieprofessors der älteren Richtung. Die Freunde und Abonnenten des *Simplicissimus* und andere Angehörige der Angeklagten konnten der Verhandlung nicht beiwohnen, da sie zugleich mit ihren Einladungskarten konfisziert, bzw. während der Dauer der Verhandlung in Haft genommen worden waren.

Die Erregung im Publikum blieb nicht ohne Wirkung auf die Angeklagten. Herr L. erblaßte sichtlich, und die Gräfin verlangte ein Glas Wasser, das ihr von einem Gerichtsdienere bereitwillig gereicht wurde. Der Vorsitzende mußte durch Glockenzeichen die Ordnung wieder herstellen.

Die geladenen Zeugen rekrutierten sich aus allen Ständen, Gesellschaftstreifen, Berufsarten, Geschlechtern und Lebensaltern. -

Zuerst erfolgte die Verlesung der Strafliste der Angeklagten. Beide sind vorbestraft, und zwar Herr L. wegen Hundesteuerhinterziehung des Simplificissimusmopses und die Gräfin wegen unbefugten Sechsspännigfahrens im Weichbild der Stadt. Mit Spannung folgt das Publikum diesen pikanten Details aus dem Vorleben der Angeklagten.

Wir geben das Verhör genau nach dem stenographischen Bericht wieder:

Vorsitzender: »Angeklagter L., ich mache Sie darauf aufmerksam, daß nur ein volles Geständnis Sie retten kann. Geben Sie zu, der verantwortliche Redakteur der illustrierten Wochenschrift Simplificissimus zu sein?« -

Angeklagter: »Darüber kann ich mich nicht so ohne weiteres aussprechen.« -

Vorsitzender: »Versteifen Sie sich nicht aufs Leugnen. Weshalb geben Sie den Simplificissimus heraus?« - Der Angeklagte greift in die Brusttasche, zieht eine vergilbte Nr. 1 des Simplificissimus, die er stets bei sich trägt, heraus und beginnt mit heftigem Pathos das Programmgedicht: »Simplificissimus spricht« zu verlesen:

»O Narrenspiel der bunten Wirklichkeiten,

Was menschlich ist, versinkt - -«

Ein Entrüstungsturm im Publikum bricht los und schneidet dem Angeklagten L. jedes weitere Wort ab.

Vorsitzender (nachdem die Ordnung wieder hergestellt ist): »Geben Sie zu, die inkriminierte Humoreske 'Das Jüngste Gericht' bei F. Gräfin R. für Nr. 41 Ihres Blattes zwecks Veröffentlichung bestellt zu haben?« - Angeklagter: »Da hier eine Reichsgräfin im Spiel ist, kann ich mich als

Kavalier hierüber nicht aussprechen.« - Vorsitzender: »Wo hielten Sie sich am Tage des Verbrechens auf?« - Herr L. versucht sein Alibi nachzuweisen, indem er aufs genaueste angibt, in welchen Straßen Münchens er sich am Morgen bewegt hat. Der Verteidiger weist darauf hin, daß Herr L. sich zu jener Zeit in München aufgehalten hat, während das Verbrechen in Leipzig stattfand. Dieser Umstand entgehe zwar dem unbefangenen Beobachter, er bitte aber, ihn im Interesse seines Klienten in Erwägung zu ziehen. - Vorsitzender: »Angeklagter L., haben Sie dazu noch etwas hinzuzufügen?« - Angeklagter (mit fester Stimme): »Nein.« - Vorsitzender: »Sie geben also zu, durch Veröffentlichung des 'Jüngsten Gerichts' in idealer Konkurrenz mit der Gräfin R. ein erschwertes Verbrechen gegen die Religion, im Zusammenflusse mit einem qualifizierten Vergehen wider die öffentliche Ordnung, im sachlichen Zusammenhang mit einem Vergehen des groben Unfugs, verübt durch die Presse, begangen zu haben? Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie durch ein unumwundenes Geständnis sich Ihr eigenes Schicksal sowie Ihren Richtern die schwere Aufgabe nur erleichtern können. Sind Sie geständig?« - Angeklagter (mit zuerst leise vibrierender, dann aber wieder fest werdender Stimme): »Nein.« -

Sensation unter den Zuhörern.

Nunmehr wird die Mitangeklagte, Gräfin R., aufgerufen. Vorsitzender: »Geben Sie zu, Mitarbeiterin der illustrierten Wochenschrift *Simplicissimus* zu sein?« - Angeklagte: »Ja.« - Vorsitzender: »Geben Sie zu, die Humoreske 'das Jüngste Gericht' verfaßt zu haben?« - Angeklagte (nach einem Blick auf Herrn L. unsicher): »Ich erinnere mich dessen nicht genau.« - Der Verteidiger bemerkt hierzu, daß seine Klientin an hochgradiger Neurasthenie und zeitweise

an lähmenden Zwangsvorstellungen leide. - Vorsitzender (mit Donnerstimme): »Angeklagte, erkennen Sie diesen Federhalter?« - Angeklagte (fährt zusammen): »O Gott!« - Vorsitzender: »Angeklagte, Sie sind überführt worden. Wagen Sie noch zu leugnen, daß Sie den Artikel verfaßt haben?« - Angeklagte (mit bebender Stimme): »Nein.« - Vorsitzender: »Sie geben also zu, Verfasserin des 'Jüngsten Gerichts' zu sein? Ich bitte Sie in Ihrem eigenen Interesse um ein volles Geständnis.«

Angeklagte: »Ja.« - Vorsitzender: »Damit sind wir bei dem Schwerpunkt unseres Prozesses angelangt, der schon so lange die öffentliche Meinung beunruhigt hat. Ich bitte Sie nun, mir noch einige Fragen ohne Rückhalt zu beantworten. Welches Honorar erhielten Sie für die Humoreske?« - Angeklagte: »Ich schrieb den Artikel im Interesse der Kunst und der Freiheit.« - Vorsitzender: »Das setzt mich in Erstaunen. Ihre Arbeit wurde nicht honoriert?« - Zwischenruf des Angeklagten: »Mit 54 Mark«, was die Angeklagte auf Befragen zugeben muß. - Vorsitzender: »Wer zeichnete für den Betrag?« - Angeklagte: »Herr Horfiz Kolm oder Herr Wasserkopf, ich vermag mich dessen nicht genau zu entsinnen.« - Vorsitzender (mit erhobener Stimme): »Meine Herren, es liegt auf der Hand, daß wir es hier mit den Hintermännern des Angeklagten L. zu tun haben. Sie werden den Nachforschungen der bewährten Münchener Polizei nicht entgehen. Früher oder später wird es uns gelingen, dieses lichtscheue Treiben an die Öffentlichkeit zu ziehen und zu brandmarken.«

Im Zuhörerraum Rufe: »Lynchen! Lynchen!« Der Vorsitzende mahnt zur Ruhe.

Vorsitzender: »Meine Herren Geschworenen, nach dem, was Sie jetzt selbst gesehen und gehört -«

Hier unterbricht der Staatsanwalt mit dem Antrag, noch die Belastungszeugen vernehmen zu wollen. Als erste Gruppe erscheinen die Setzer und Drucker der Druckerei von Besse und Hecker in Leipzig. Sie treten gefesselt und in Sträflingskleidung in den Saal.

Vorsitzender: »Sie wissen, warum man die Zeugniszwangshaft über Sie verhängt hat?« - Zeugen (einstimmig): »Nein.« - Vorsitzender: »Sie haben den Druck der Nr. 41 der illustrierten Wochenschrift *Simplicissimus* am 3. Januar morgens 7 Uhr fertiggestellt?« - Zeugen: »Ja.« - Vorsitzender: »Haben Sie das Blatt gelesen?« - Zeugen: »Nein.« Vorsitzender: »Hat die in der betreffenden Nummer veröffentlichte Humoreske 'Das Jüngste Gericht' Ihre religiösen Empfindungen, Ihre deutsch-nationale, königstreue Gesinnung und Ihren Sinn für öffentliche Ordnung und Sitte verletzt?« - Zeugen (einstimmig): »Ja.« - Der im Auditorium anwesende Chef der Leipziger Druckerei tritt vor und erklärt, nicht mehr für die inkriminierte Firma drucken zu wollen, worauf ihm sein Personal wieder ausgeliefert wird.

Vorsitzender: »Meine Herren Geschworenen! Nach dem, was Sie selbst gesehen und gehört haben, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen -«

Die Verteidigung interpelliert mit der Bitte, nunmehr auch die Entlastungszeugen vernehmen zu wollen. Der Gerichtshof lehnt diesen Antrag ab mit der Begründung, daß die Entlastungszeugen sich nur aus Verwandten, Freunden und Bediensteten der Angeklagten zusammensetzen. Auch droht das Interesse des Publikums an der Verhandlung, die erst um 10 Uhr abends sich ihrem Ende zu nahen scheint, zu erlahmen.

Der Verteidiger stellt noch den Antrag auf Vernehmung der Sachverständigen Wickelkind und Th. Th. Der Antrag wird aber abgelehnt mit der Begründung, daß die betreffenden Herren seinerzeit nur wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit in Wort und Bild, nicht aber wegen eines der hier in Frage kommenden Reate konfisziert worden seien und mithin nicht als Sachverständige im eigentlichen Sinne gelten könnten.

Nach Beendigung des Plaidoyers wendet sich der Vorsitzende zu längerer Ansprache an die Geschworenen, der er die übliche Rechtsbelehrung folgen läßt. Sodann ziehen sich dieselben zur Beratung zurück. Diese dauert 1 1/2 Stunden, nach Ablauf welcher Zeit der Obmann der Geschworenen den gefällten Wahrspruch verkündet. Alle Schuldfragen werden mit mehr als sieben Stimmen bejaht und mildernde Umstände von vornherein kurzweg abgelehnt.

Der Staatsanwalt beantragt für jeden der Angeklagten je 1 Jahr Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bis 4 Jahre über ihren Tod hinaus und Zulässigkeit der Stellung der Angeklagten und ihrer Gräber unter Polizeiaufsicht. Der Verteidiger plädiert für milderes Strafmaß und Anrechnung der Untersuchungshaft auf die Strafen.

Der Gerichtshof erkennt nach dem Antrag des Staatsanwalts.

Die Angeklagten werden gefesselt und zu dem seit Mittag ihrer harrenden »grünen Wagen« geführt, der sie zur Verbüßung ihrer Strafe nach Stadelheim führen soll.

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Dampf erschollen die zwölf Schläge vom Turm der Frauenkirche. Und während noch die anderen Glocken der Stadt mit wechselnd hohen Stimmen darauf antworteten, geschah

etwas Unvorhergesehenes. Man hatte vergessen, die inhaftierten Freunde und Abonnenten auf freien Fuß zu setzen. Nun hatten sie sich, da ihre Rufe nach Freiheit nutzlos verhallt waren, selbst befreit. Beim Anblick des grünen Wagens errieten sie alles.

Die Gendarmen überwältigten und die Pferde ausspannen war das Werk eines Augenblicks. Im Triumph wurde der grüne Wagen beim düsteren Schein von Pechfackeln und unter Absingung der Wacht am Rhein durch die schweigende Nacht nach Stadelheim gezogen.

Krank

Ich bin krank... Ein ödes langes Siechtum ohne Aussicht. Ich wollte alles wissen, und man hat mir alles gesagt... alles. Mir ist keine Hoffnung geblieben, nicht einmal die elendeste Illusion.

Und so ist es gut, so wollte ich es haben.

Jetzt warte ich Tag für Tag, eine endlose Nacht nach der anderen. Und die Nächte sind am schlimmsten. Sich so ganz allein durch die finstere, undurchdringliche Masse von Dunkelheit und Schmerzen durchwinden zu müssen, mit all der Todesangst in den kranken Nerven!...

Die erste Zeit - damals, als es anfang - lag ich im Krankenhaus; und leise, ganz leise gingen von Stunde zu Stunde die Schwestern aus und ein, die guten Barmherzigen Schwestern. Ein blasser Lichtschein ging ihnen voraus, und sacht kamen sie hereingeglitten mit ihrem Nachtlicht in der Hand. Wie da die weißen Schleier schimmerten und der rote